

# Evangelisch-Lutherisches Gemeinde-Blatt.

Organ der Ev.-Luth. Synoden von Wisconsin und Minnesota.

Redigirt von einer Committee.

Das Gemeinde-Blatt erscheint monatlich zweimal zum Preise von \$1.00 und 5 Cts. Porto das Jahr. In Deutschland zu beziehen durch Hein. Raumann's Buchhandlung in Dresden.

Halte was du hast, daß Niemand deine Krone nehme. (Offenb. 3, 11.)

Alle Mittheilungen für das Blatt sind zu adressiren: Rev. R. Adelberg, Milwaukee, Wis. Alle Bestellungen, Abbestellungen, Gelder u. s. w. sind zu adressiren: Rev. T. H. Jäkel, Milwaukee.

12. Jahrg. No. 19.

Milwaukee, Wis., den 1. Juni 1877.

Auf No. 316.

## Ein Lied zum Fest der heiligen Dreieinigkei.

Metodie: Mein Gott in der Höh sei Ehr.

Dreieinger Gott! ich glaub an dich  
Und will dich auch bekennen,  
Ob Viele jetzt sich freventlich  
Von solchem Glauben trennen.

Ach wer von diesem Grunde weicht,  
Wird vom Verderben schnell erreicht  
Und kann nicht selig werden.

Ich will mit deiner Christenheit  
Nach deinem Wort dich ehren,  
Und halten fest trotz allem Streit,  
Was deine Zeugen lehren.

Ja dich, Gott Vater und Gott Sohn,  
Gott heiligen Geist in Einem Thron  
Bekennst mein Herz mit Freuden.

Ich glaub an dich, allmächtiger Gott,  
Der alles schafft und lenket,  
Der sich in unsrer Sündennoth  
Zum Vater uns gesendet

In Seinem Sohn, der für uns starb  
Und uns ein ewiges Heil erwarb  
In Seinem theuren Blute.

Ich glaub an dich, Herr Jesu Christ,  
Der du mich hast veröhnet,  
Ein wahrer Gott und Mensch du bist,  
Der mich mit Gnade trönet.

Ja deines Todes und Auferstehns  
Und segensvollen Himmelgehns  
Will ich mich ewig trösten.

Ich glaub an dich, Gott heiliger Geist,  
Der mich hat neugeboren,  
Der mich durchs Wort auf Christum weist,  
Mir öffnet Herz und Ohren.

Im rechten Glauben mich erhält,  
Mich führt aus dieser bösen Welt  
Zum ewigen selgen Leben.

Dreieinger Gott! dich bet ich an,  
Dir will ich Ehre bringen,  
Dir will ich stets, so gut ich kann,  
Von Herzen Grund lobsingen.

Es soll dein Ruhm zu aller Zeit  
Von Ewigkeit zu Ewigkeit  
Durch Erd und Himmel dringen!

F. Wevermüller.

## Sab' Acht auf dich selbst!

(Aus Prof. Wallhers Predigt zur Eröffnung der ersten Versammlung der Synodal-Conferenz.)

Treten mehrere selbstständige kirchliche Körperschaften zu gemeinsamer Arbeit zusammen, so ist, namentlich wenn sie sich zumeist auf einem und dem-

selben Gebiete befinden, dies nicht nur eines der größten Hindernisse gesegneter gemeinsamer Arbeit, sondern auch, bei der Verderbtheit des menschlichen Herzens, große Gefahr, daß jede dieser kirchlichen Körperschaften vor allem darauf denkt, sich selbst auszubreiten, und daß sie daher den Segen der Vereinigung vor allem darnach bemittelt, daß gerade sie dadurch an Gliederzahl, Einfluß und Ansehen gewinnt. Ein furchtbar warnendes Beispiel hierzu haben wir an der römischen Kirche. In den ersten Zeiten mit ihren großen Gaben den mit ihr verbundenen kirchlichen Körperschaften nur willig dienend, suchten ihre Bischöfe später nach und nach die eingegangene Verbindung nur dazu auszubenten, sich selbst groß zu machen, bis sie endlich, als der geweisagte Antichrist im Tempel Gottes sich offenbarend, das Reich, in welchem Christus allein herrschen soll, so weit es ihnen Gott zugelassen hat, in ein Reich ihrer Macht und Ehre verwandelt haben. So weit entfernt ich nun auch davon bin, in Absicht auf unsere Vereinigung mit dem trüben Gedanken an einen ähnlichen Ausgang im Kleinen mich zu tragen, so haben doch auch wir ein noch nicht völlig erneuertes Herz, daher es gewiß thöricht wäre, wollten wir es uns verhehlen, daß von Selbst- und Parteisucht, sowohl nach außen als nach innen, nicht auch uns die nächste Gefahr drohe.

Was haben wir nun zu thun, diesem gefährlichen Feinde zu begegnen? — Der heilige Apostel Paulus sagt es uns in unserem Texte. Denn wenn er darin seinem Timotheus die Verheißung gibt, daß er dann sich selbst, und die ihn hören, „selig machen“ werde, wenn er erstlich „Acht habe auf sich selbst“, so gibt er uns damit zugleich zu erkennen, daß nichts so sehr davor bewahre, bei seiner Arbeit für Gottes Reich selbstsüchtig zu handeln, als wenn man vor allem die Seligmachung der Seelen zum Endzweck dieser Arbeit mache.

Es ist dies so klar, daß es unnötig zu sein scheint, es erst beweisen zu wollen. Denn, sagt selbst, was wird geschehen, wenn wir wirklich die Seligmachung der Seelen vor allem den Endzweck unserer Verbindung zu gemeinsamer Arbeit sein lassen?

Dann werden wir erstlich als Gesamtkörper nicht darauf ausgehen, nur eine immer größere, eine sogenannte „Achtung gebietende“ Gemeinschaft zu werden und nur einen großen künstlich geordneten, wenn auch hohlen, Bau zu errichten; viel weniger werden wir dann ungodtliche Mittel zur Erreichung

eines solchen Zweckes anwenden; dann werden wir vielmehr gern klein, ja nichts sein wollen, und indem wir nur darnach trachten, daß von uns, wie einst von der apostolischen Kirche, möge gesagt werden können: „Der Herr aber that hinzu täglich, die da selig wurden, zu der Gemeinde“, werden wir an aller unserer Kunst, Weisheit und Thätigkeit verzagen und auf alle eigene Ehre bei unserem Werke gänzlich verzichten.

Und was wird dann zum andern jede einzelne Synode unseres Verbandes thun? Eine jede wird sich dann nicht sowohl darüber freuen, daß sie selbst, sondern daß Christi Reich einen Zuwachs erhalte; und wenn dies nicht durch sie, sondern durch andere geschieht, wird sie mit Paulus sagen: „Was ist ihm denn? Daß nur Christus verkündigt werde, so freue ich mich noch darinnen, und will mich auch freuen.“ Ja, ist und bleibt die Seligmachung der Seelen vor allem der Endzweck jeder Synode unseres Verbandes, so wird eine jede es sogar für einen beklagenswerthen Verlust achten, wenn zwar sie gewönne, Christus aber dadurch auch nur eine Seele verliere.

Welchen Einfluß wird es aber endlich drittens auch auf unsere lieben Gemeinden und ihre Prediger und auf das Verhältnis derselben zu einander haben, wenn alle für den Einen Endzweck unserer gemeinsamen Arbeit die Seligmachung der Seelen erkennen? Dann werden sie alle ebenso friedlich als eifrig an einem Joche ziehen. Mögen dann immerhin allerlei Streitfragen auftauchen — die Frage: Wodurch wird am besten für die Seligkeit der Seelen gesorgt? wird dann immer schnell die rechte Lösung geben. Wie leicht werden sich dann die fließenden Grenzen jeder Gemeinde regeln lassen! Dann werden unsere lieben Gemeinden einander, wie einst Abraham dem Loth, in allen solchen Fällen zurufen: „Lieber, laß nicht Zank sein zwischen mir und dir, und zwischen meinen und deinen Hirten; denn wir sind Gebrüder. Willst du zur Rechten, so will ich zur Rechten; oder willst du zur Linken, so will ich zur Linken.“ Das, wodurch Christo die meisten Seelen gewonnen werden, das möge zwischen uns entscheiden. Wie weit entfernt wird daher dann eine Gemeinde und ihr Prediger auch davon sein, diejenigen, welche von einer anderen Gemeinde um des Seelenheils willen in heilige Zucht genommen worden sind, als willkommenen Ueberläufer mit Freuden aufzunehmen! Wie weit entfernt werden wir dann sein, einander Dinge aufnöthigen zu wollen,

welche frei sind und die unbeschadet der Seligkeit so oder auch anders sein können!

Kurz, so lange unsere Synodalconferenz die Seligmachung der Seelen zu dem Endzweck ihrer gemeinsamen Arbeit machen wird, so lange wird sie auch immer Johannes dem Täufer von Herzen nachsprechen: „Er muß wachsen, ich aber muß abnehmen,“ und eine jede unserer Synoden, eine jede unserer Gemeinden und ein jeder unserer Prediger wird nach dem Grundsatz des heiligen Paulus handeln: „Wiewohl ich frei bin von jedermann, habe ich mich doch selbst jedermann zum Knechte gemacht, auf daß ich ihrer viele gewinne. Ich bin jedermann allerlei geworden, auf daß ich allenthalben je etliche selig mache.“ Und so wird denn dann der giftige Wurm der Selbstsucht nie am Baume unseres Bundes nagen und der Herr, der ihn gepflanzt hat, ihn fröhlich aufblühen, wachsen und gedeihen und Früchte bringen lassen zum ewigen Leben für viele.

(Für das Gemeindeblatt eingesandt von P. W. S.)

### Luther und die Wiedertäufer, (Baptisten).

#### IV.

Ferner, sage mir, was hatten die Kindlein für eine Vernunft, die Christus herzet und segnet und dem Himmel zutheilet? Waren sie nicht auch noch ohne Vernunft? Warum heißt er sie denn zu ihm bringen und segnet sie? Wo haben sie denn solchen Glauben her, der sie zu Kindern des Himmelreichs macht? — Ja, eben weil sie ohne Vernunft und närrisch, sind sie besser zum Glauben geschikt, denn die Alten und Vernünftigen, welchen die Vernunft immer im Wege liegt und will ihren großen Kopf nicht durch die enge Thür stoßen. Man muß hier nicht die Vernunft noch ihre Werke ansehen, wenn man vom Glauben und Gottes Werk redet. Hier wirkt Gott allein und die Vernunft ist todt, blind und gegen dieses Werk wie ein unvernünftiger Block, auf daß bestehe die Schrift, die da sagt: Gott ist wunderbarlich in seinen Heiligen. Item Jes. 55, 9: So viel der Himmel höher ist, denn die Erde, so sind auch meine Wege höher denn eure Wege, und meine Gedanken denn eure Gedanken.

Aber weil sie so tief in der Vernunft stecken, müssen wir sie mit ihrer eigenen Klugheit angreifen.

Sage mir, warum taufft du den Menschen, wenn er zur Vernunft gekommen ist? Antwortest du: „Er hört Gottes Wort und glaubt.“ Frage ich: „Wie weißt du das?“ So sprichst du: Er bekenn't mit dem Munde. Was soll ich sagen? Wie, wenn er lügt und trügt? Du kannst ja sein Herz nicht sehen. Wohl an, so du denn hie tauffest auf keinen andern Grund, denn daß der Mensch sich äußerlich beweiset und bist seines Glaubens ungewiß, und denken muß: wo er nicht inwendig im Herzen mehr hat, denn du außen erfährst, so hilft weder sein Hören noch Bekennen, noch Glauben; denn es mag ein lauter Wahn sein, und nicht ein rechter Glaube. Wer bist du denn, daß du sagst, äußerliches Hören und Bekennen sei noth zur Taufe; wo das nicht sei, solle man nicht taufen, wo es sei, solle man taufen? und mußt selbst hier bekennen, solch Hören und Bekennen sei ungewiß, dazu auch nicht genug, daß der die Taufe empfahe. Worauf taufft du nun? Wie willst du b. stehen, daß du die Taufe so wegschleuderst im Zweifel?

Ist's nicht also, du mußt hieher kommen und sagen: dir gebühre nicht mehr zu thun, noch zu wissen, denn daß man dir den zubringe, den du taufen sollst und von dir die Taufe fordere und müßest glauben oder je Gott befehlen, ob er inwendig recht glaube oder nicht. Damit bist du entschuldigt und tauffest recht. Warum willst du denn das hie den Kindern nicht thun, die Christus heißt zu ihm bringen und will sie segnen? sondern willst vorhin das äußerliche Hören und Bekennen haben, das du doch ungewiß, und dem Getauften nicht genugsam zur Taufe, und lässest das gewisse Wort Christi fahren, (da Er heißt die Kindlein zu Ihm bringen) um deines ungewissen äußerlichen Hörens willen?

Dazu, sage mir, wo bleibt die Vernunft des Christgläubigen, wenn er schläft, so doch sein Glaube und Gottes Gnade ihn nimmer läßt? Kann hie der Glaube ohne Zuthun der Vernunft bleiben, daß sie es nicht gewahr wird, warum sollte er nicht auch anfahren in den Kindern, ehe die Vernunft etwas darum weiß? Item, so möchte ich auch sagen von allen Ständen, darin ein Christ lebt und etwas arbeitet, oder sonst zu schaffen hat, daß er des Glaubens und der Vernunft nicht gewahr wird, und doch darum der Glaube nicht abläßt. Gottes Werke sind heimlich und wunderbarlich, wo und wann Er will, wiederum auch offenbarlich genug, wo und wann Er will, daß uns darüber zu urtheilen zu hoch und zu tief ist. —

Weil er denn hie heißt, die Kindlein nicht wehren zu ihm zu kommen, daß Er sie segne, und von uns nicht gefordert wird, daß wir gewiß sein müßten, wie der Glaube inwendig sehet, und das äußerliche Hören und Bekennen dem Getauften nicht genug ist, so sollen wir's dabei lassen bleiben, daß unferthalben, nämlich der Täufer, genug sei, der Getauften Bekenntniß zu hören, die von sich selber herzu kommen. Und das darum, daß wir das Sakrament nicht geben wider unser Gewissen, als denen da keine Frucht zu hoffen ist. Wenn sie aber unser Gewissen versichern mit ihrem Suchen und Bekennen, daß wir's mögen geben als ein Sakrament, das Gnade giebt; so sind wir entschuldigt. Ist sein Glaube nicht recht, das sei Gott befohlen. Wir haben es doch nicht gegeben als ein unnütz Ding, sondern mit solchem Gewissen, daß es nützlich sei. —

Das rede ich alles darum, daß man nicht so hin taufe, wie jene thun, die es auch mit mutwilligem Wissen also geben, daß es nichts thun, noch nütze sein soll. Denn damit verständigen sich die Täufer, daß sie Gottes Sakrament und Wort wissenschaftlich unnütz brauchen, oder haben je ein solch Gewissen, daß es nichts schaffen soll noch möge, welches ist ganz unwillkürlich das Sakrament handeln und Gott versuchen und lästern. Denn das ist nicht Sakrament gegeben, sondern mit dem Sakrament Spott getrieben. Wo aber der Getaufte lügt und nicht glaubt, wohl an, so hast du doch recht gethan, und ein recht Sakrament gegeben mit gutem Gewissen, als das da sollte Nutz schaffen.\* —

\*Anmerkung: Dieses Urtheil Luthers hat nicht nur seine Anwendung auf die Baptisten, sondern auf die Reformirten, Episcopalen, Presbyterianer, Congregationalisten, Arminianer, Methodistten, Evangelische Gemeinschaft, Menoniten, Freiwilligen-Baptisten, Schwengfeldtiner u. an. m. Diese alle lehren: Die Sakramente sind nicht Gnademittel, sondern nur Zeichen der Gnade, die schon vorher mitgetheilt worden ist, oder noch mitgetheilt werden soll. — Siehe dagegen Eph. 5, 25—27 u. Ruf. 7, 30. —

Welche aber nicht von sich selbst herzukommen, sondern herzugebracht werden (wie Christus heißt die Kindlein herzubringen,) deren Glauben befiehl Dem, der sie heißt herzubringen, und taufe sie auf dessen Befehl und sprich: „Herr du bringst sie her, und heißest sie taufen; so wirst du auch wohl für sie antworten, darauf verlasse ich mich. Ich darf sie nicht wegstreiben, noch ihnen wehren. Haben sie das Wort nicht gehört, dadurch der Glaube kommt, wie es die Alten hören, so hören sie es aber wie die jungen Kindlein. Die Alten fassen's mit Ohren und Vernunft, oft ohne Glauben; sie aber hören's mit Ohren, ohne Vernunft und mit Glauben; und der Glaube ist so viel näher, so viel weniger die Vernunft ist, und stärker der ist, der sie herzubringt; denn der Wille ist der Alten, die von ihnen selbst kommen.

Es sieht solche Dichter das am meisten an, daß in den Alten Vernunft ist, die sich stellet, als gläube sie dem Wort, das sie hören; das heißen sie denn glauben. Wiederum sehen sie, daß in den Kindern noch nicht Vernunft ist, denn es stellt sich, als glauben sie nicht. Aber darauf sehen sie nicht, daß der Glaube an Gottes Wort gar ein viel ander Ding ist, denn das, das die Vernunft mit Gottes Werk und Wort thut, denn jenes (nämlich die Taufe) ist allein Gottes Werk über alle Vernunft, welchem das Kind so nahe ist, als der Alte, ja viel näher, und der alte Alte so fern, als das Kind, ja viel ferner.

So dünkt mich denn, sollte eine Taufe gewiß sein, so sei der Kinder Taufe die allergewisseste, eben um des Wortes Christi willen, daß Er sie heißt zu sich bringen: da die Alten von ihnen selbst kommen; und daß in den Alten mag Trügerei sein, der offenen Vernunft halben, in den Kindern aber kann keine Trügerei sein, der verborgenen Vernunft halben, in welchem Christus seinen Segen wirkt, wie Er sie hat heißen zu sich bringen. Es ist gar ein trefflich Wort und nicht so in den Wind zu schlagen, daß er die Kinder heißt zu ihm bringen, und straft die, so es wehren.

Summa, der Kinder Taufe und Trost stehet in dem Worte: „Lasset die Kindlein zu mir kommen und wehret ihnen nicht, denn solcher ist das Reich Gottes.“ Das hat Er geredet, und lügt nicht. So muß es recht und christlich sein, die Kindlein zu ihm zu bringen; das kann (aber) nicht (anders) geschehen, denn in der Taufe. So muß auch gewiß sein, daß Er sie segne und das Himmelreich gebe allen, die so zu ihm kommen, wie die Worte lauten: „Solcher ist das Reich Gottes!“ —

Etlliche aber wollen diesen Text also matten, daß der Juden Kinder beschnitten waren; darum möchten sie wohl heilig sein und zu Christo gebracht werden, aber unsere Kinder sind Heiden u. — Antwort: Wie, wenn auch Mädchen unter den Kindlein gewesen wären, die man zu Christo brachte? welche ja nicht beschnitten waren; denn sie freilich allerlei Kindlein zu ihm gebracht haben. Und weil nicht die Knäblein allein sind ausgedrückt, so können wir die Mägdelein nicht ausschließen, sondern müssen's lassen Kindlein sein, beide, Mägdelein und Knäblein. Und daß sie nicht allein um der Beschneidung willen, sondern auch um deß willen, daß sie nun zu Christo kommen, aus dem alten ins neue Testament, selig heißen, wie sein Wort lautet: „Lasset die Kindlein zu mir kommen, denn solcher ist das Reich Gottes.“ Solcher Kindlein, (spricht Er), so zu mir kommen,

ist das Reich Gottes. Denn durchs Bringen und Kommen zu Christo werden sie so selig, daß Er sie herzt, segnet und ihnen das Reich giebt.

Darum laß schwärmen, wer da will. Ich halt noch, daß die aller sicherste Taufe die Kinder-Taufe sei. Denn ein alter Mensch kann trügen, und als ein Judas zu Christo kommen und sich taufen lassen; aber ein Kind kann nicht trügen, und kommt zu Christo in der Taufe, wie Johannes zu ihm kam, und wie die Kindlein zu ihm gebracht wurden, daß sein Wort und Wert über sie gehe, rühre und mache sie also heilig; weil sein Wort und Wert nicht kann umsonst gehen, und geht doch hin allein aufs Kind. Wo es dessen fehlen sollte, so müßt es gar fehlen und umsonst sein; welches ist unmöglich. —

So kann man das auch nicht leugnen, daß es Mägdelein sind gewesen und unbeschnitten, da Ps. 106, 37 von sagt, daß sie ihre Töchter opferten den Götzen Canaan's, und heißt sie doch unschuldig Blut. So hat wahrlich Mose, 3 Mos. 12, 5 auch die Mägdelein befohlen Gott zu opfern, reinigen und lösen; und ist wohl Schein, daß die Knäblein haben die Beschneidung allein erlitten, aber die Mägdelein dennoch derselbigen auch mitgenossen, in Kraft des Spruches, so Gott sagt zu Abraham, (1 Mos. 17, 7): Ich will deines Samens Gott sein und die Beschneidung soll ein Bund sein zwischen mir und dir, und deinem Samen nach dir. Nun sind wahrlich die Mägdelein auch Abrahams Samen, und Gott ist durch solchen Spruch eben sowohl ihr Gott, ob sie gleich nicht beschnitten sind, als die Knäblein. —

Glauben sie nun, daß Gott durch der Beschneidung Bund beide, Knäblein und Mägdelein annimmt und ihr Gott ist, warum sollt Er denn nicht auch unsere Kinder durch der Taufe Bund annehmen? so er sich auch uns verheißt hat, daß Er nicht allein der Juden, sondern auch der Heiden Gott sein will, Röm. 3, 29 sonderlich der Christen und Gläubigen? Hilft dort die Beschneidung der Knäblein, beide, Knäblein und Mägdelein, daß sie Gottes Volk werden, um Abrahams Glauben willen, von dem sie kommen, wie viel mehr soll hie die Taufe eines Jeglichen besonders helfen, daß sie Gottes Volk werden, um Christi Verdienstes willen, zu dem sie gebracht, und von ihm gesegnet werden. Das sage ich alles, daß der Wiedertäufer Grund ungewiß ist, und sie gar freventlich darauf bauen. —

Ja, sprichst du: „Er hat die Kinder nicht heißen t a u f e n; so findet man deß kein Exempel in der Apostel Schriften oder Episteln.“ — Antwort: „Er hat auch keine Alten noch Mann, noch Weib, noch Jemand insonderheit heißen taufen; so wollen wir Niemand taufen. Er hat aber heißen a l l e Heiden taufen, keinen ausgeschlossen, da Er sagt: Gehet hin, lehret alle Heiden und tauft sie in meinem Namen zc. (Math. 28, 19). Nun sind die Kinder auch ein groß' Stück der Heiden. —

So lesen wir in der Apostelgeschichte (c. 2, 39: 16, 33; 18, 8) und St. Paulus Episteln, (1 Cor. 1, 16), wie sie ganze Häuser getauft haben; aber die Kinder sind wahrlich auch der Häuser ein gut Stück, daß es scheint, gleichwie ihnen Christus ohne allen Unterschied befiehlt, alle Heiden zu lehren und zu taufen, also haben sie auch gethan, und in den Häusern Alles getauft, was darin gewesen ist. Haben sich nicht versehen, daß die Kottengeister würden Unterschied suchen zwischen Jung und Alt, weil sie sonst in allen Episteln so viel schreiben, daß kein Ansehen, noch Unterschied der Personen unter den

Christen sei (Röm. 10, 12), sie hätten sonst alles überkommen und ausgebrückt. Denn St. Johannes (1 Ep. 2, 14) auch den Kindlein schreibt, daß sie den Vater kennen. Und so ist denn freilich die Kinder-taufe von den Aposteln gekommen, wie St. Augustin auch schreibt. —

Derhalben die Täufer (Wiedertäufer, Baptisten) allerdings gefährlich handeln, da sie nicht allein ihres Dinges ungewiß sind, sondern auch wider solche angeführte Sprüche handeln, und Unterschied der Person erdichten aus eigenem Kopf, da ihn Gott nicht gemacht hat. Denn ob sie gleich vermeinten, daß sie nicht genugsam dadurch überwinden würden; so müssen sie dennoch, wie zänkisch sie sind, sich zum wenigsten davorg' entsetzen, und eine Sorge kriegen, daß sie Unrecht thun, und auf ungewisse Gründe sich wiedertausen. Wenn sie aber ungewiß sind, so ist's schon beschlossen, daß sie Unrecht thun. Denn in göttlichen Sachen soll man nicht des Ungewissen, sondern des Gewissen spielen.

Denn so ein Wiedertäufer höret, (der nicht halsstarrig, sondern gelehrt sein will,) daß, gleichwie Johannes ist gläubig und heilig geworden, da Christus kam, und durch seiner Mutter Mund redet: also werde das Kind auch gläubig, wenn Christus in der Taufe zu ihm durch des Täufers Mund redet, weil es sein Wort, sein Gebot ist, und sein Wort nicht kann umsonst gehen. So muß dennoch der Wiedertäufer sagen: Es möchte wahrlich sein; und kann's nicht ganz und beständiglich leugnen, noch Schrift dawider aufbringen. Kann er's aber nicht beständiglich und mit gutem Gewissen leugnen, so kann er auch seine Wiedertaufe nicht beständiglich erhalten; denn er muß zuvor beständiglich beweisen, daß die Kinder ohne Glauben getauft werden, soll er das Wiedertausen bekräftigen.

(Fortsetzung folgt.)

## Unser's Herrgotts Handlanger.

Erzählung von R. F r i e s.

(Fortsetzung.)

Wir lagerten draußen im Freien im Bidouac. Mein Officier hatte ein kleines Zelt, ich hatte mich am Eingang desselben, in meinem Mantel gewickelt, auf die Erde hingestreckt. —

Die afrikanische Nacht war wunderbar schön, so klar und weich, wie man's hier nicht kennt. Des Mondes Sichel schwebte im tiefen Himmel. Die weißen, leuchtenden Kelche der Blumen strömten einen fast betäubenden Duft aus. Im Laub der Drangen schimmerten vereint die würzigen Blüten und die goldenen Früchte. —

Das war Alles zwar recht schön, man dachte aber nicht viel daran. Denn durch die klare Nacht hörte man in der Ferne Schakals und Hyänen bellen und heulen, das klingt anders, als wenn hier vor'm Fenster die Nachtigall singt. Und was das Schlimmste war, wir konnten uns keine Stunde sicher halten vor den räuberischen Ueberfällen der wilden arabischen Horden, hatten deren auch schon genug erlebt und manchen Tobten und Verwundeten dabei gehabt. —

Ihr könntet denken, daß bei solchen Ausflüchten an Schlaf nicht zu denken gewesen, — aber die Natur fordert ihr Recht. Mein Lieutenant schlief schon lange im stillen Zelt, und bald überwältigte auch mich die Müdigkeit. —

Nicht lange hatte ich geschlafen, da weckte mich ein eigenthümlich bröhnendes Geräusch. Ich lag mit dem Ohr auf dem Erdboden, es konnte kein Zweifel sein, das waren Reiter, die auf flüchtigen Rossen herangebraust kamen; sie müssen schon nahe sein. Ich springe auf, wecke meinen Herrn, werfe das Sattelzeug auf die Pferde, und kaum sitzen wir droben, da schwärmt es auch schon von allen Seiten in's Lager. Weiß und gespenstisch sind sie anzuschauen die Reiter, mit flatterndem, hellem Ueberwurf, der im Mondlicht schimmert; — lange Flinten tragen sie in den Händen, mit ihren flinken Pferden sind sie wie verwachsen! —

Mit einer kleinen Schaar werfen wir uns ihnen entgegen, Schüsse werden rasch gewechselt. Die Feinde sind überrascht, Widerstand zu finden. Allmählig sammeln sich immer mehr der Unseligen. Die weißen Gestalten wenden ihre Pferde und fliegen wieder davon. Wir hinterdrein! Das war ein rasender Ritt! Hindernisse gab's da nicht, wir überflogen Alles! Ich hielt mich dicht zu meinem Herrn. Kein Wort wird gewechselt, es wäre unmöglich gewesen bei der Schnelle des Reitens. —

Der Feind erreicht den Saum eines dichten Gestrüpps, aus welchem einzelne größere Bäume hervorragen; schließt sich hier, wie verabredet, dicht zusammen; macht Kehrt und giebt eine prasselnde Salve auf die Verfolger. Wir Zweie waren den Andern voraus an der Spitze und wie von Einer Kugel werden wir Beide getroffen, ich in's Bein, mein Herr noch schlimmer, in die Brust. Mit dem Ruf: D'rauf! D'rauf! sinkt er vom Pferde, das im wilden Lauf davon jagt. — Ich will mein Thier halten, es geht aber nicht, bis vorn in's Gebüsch trägt es mich, da kommt eine zweite Kugel, die ihm durch's Auge in's Hirn dringt, hoch aufbäumend überschlägt es sich und bricht zusammen. Ich werde ein gut Stück fortgeschleudert und bleibe bewußtlos liegen! —

Der Morgen bricht an und die Kühle ruft mich in's Bewußtsein zurück! — Da lag ich in dem stachelichten Gestrüpp von Cactus und Agaven mit zer-schossenem Bein. Gehen konnte ich nicht, aber kriechen. Mein erster Gedanke war, was aus meinem Herrn geworden. Es kann nicht weit entfernt sein, wo er gefallen. Ich krieche aus dem Gebüsch hervor und überblicke das Terrain. Da liegen sie zerstreut vor mir im afrikanischen Sande die starren, blassen Gestalten, wohl zehn bis zwanzig mögen's sein, gestern noch eine lustige übermüthige Reiterschaa! und jetzt! — ein Fieberschauer rieselt mir über den Leib, mein Bein verursacht mir heftigen Schmerz! — Aber mein Herr? — wo mag er liegen? — Ich strenge meine Augen an, ob ich nicht unter den Gefallenen die Abzeichen des Officiers finde. Da — es täuscht mich nicht — er muß es sein — ich sehe die glänzenden Epauletts und als untrüglichstes Zeichen das dicke, blonde Haar, welchem der Szako entfallen. —

Gottlob, es ist nicht weit, ich krieche hin! rasch geht's freilich nicht, aber ich komme doch hin mit Pausen zum Ausruhen. Er liegt da todtenbleich mit geschlossenen Augen; als ich aber dicht herangekommen, seine Hand fasse, schlägt er die Augen matt auf, er erkennt mich, ich fühle einen schwachen Druck seiner Hand, sprechen kann er aber nicht! — Eine Blutlache steht unter und neben ihm, — die Wunde blutet noch! Was thun? — Ich untersuche seine Taschenu und finde ein dünnes; leinenes Tuch. Ich leg's auf die Wunde — aber es genügt nicht. Da fällt mir ein, ich trage das Tüchlein meiner seligen Mutter unter der Uniform

auf der Brust, drein gewickelt das neue Testament, Großvater, das Du mir in mein Bündel gelegt. Gelesen hatte ich damals noch nimmer drin, aber ich dachte, es solle mich vor den Kugeln schützen. — Mit dem seidenen Tuche gelingt es mir, das Leinwand meines Herrn fest auf die Wunde zu pressen, und so einen nothdürftigen Verband herzustellen. Dann suche ich, in der Nähe herumkriechend, große Blätter, darin der nächtliche Thau sich gesammelt; beneze damit die Rippen meines Herrn und betränfle sein Gesicht. Ich erquicke mich auch selber an dem reichlichen Thau, — es hat uns Beiden wohlgethan. Die Blässe seines Antlitzes wird weniger leichenhaft. —

Nun aber steigt die Sonne höher — die Wärme nimmt bedenkend zu — schutzlos und verwundet der Hitze eines afrikanischen Tages ausgesetzt zu sein, das ist sicherer Tod! — Allein hätte ich mich wohl in's Gebüsch zurückgeschleppt, wo wenigstens Schatten ist; aber ich kann meinen Herrn doch nicht verlassen, daß der Sonnenbrand ihn umbringt, es ist doch vielleicht noch Rettung möglich. Ich muß ihn mitschleppen; es ist freilich ein schwer Stück Arbeit, die eignen Kräfte wollen kaum dazu reichen — aber es geht dennoch. Zuerst schiebe ich mich selber ein Stück, dann zerre ich ihn so behutsam als möglich mir nach. Wir erreichen das Gebüsch; er ist von der Bewegung ohnmächtig geworden, — mich selber hat die Anstrengung so erschöpft, daß ich auch mit der Ohnmacht kämpfe. Aber wir liegen doch im Schatten, das ist ein großer Gewinn. Sie müssen endlich kommen, uns zu holen! —

Aber Stunde auf Stunde verrinnt, kein menschlicher Schritt noch laut ist zu hören! Draußen liegen sie so still und lang gestreckt die gefallenen Kameraden — sie sind jetzt sicher Alle todt, wenn auch noch am Morgen etliche gelebt haben mögen — Hitze und Durst haben sie gelöbdt. Bisweilen kommt es zu uns herüber mit einem Lustzuge, wie Geruch der Verwesung.

Mein armer Herr liegt da wie todt, doch spüre ich's, noch ist das Leben nicht entflohen; meine eigne Wunde brennt und peinigt, daß ich hätte jammern und schreien mögen. Der Mittag mit seiner furchtbaren Gluth ist vorüber. Sind wir denn ganz vergessen? sollen wir hier elendiglich verschmachten? — oder von den Hyänen in der kommenden Nacht zerrissen werden? — Ich spähe wieder hinaus — nichts regt sich! — Da öffnet mein Herr Augen und Lippen, — er will etwas sagen und kann's nicht hervorbringen, — ich beuge mich über ihn, ich lege mein Ohr an seine Lippen, da verstehe ich's, wie einen Hauch: „Beten!“ — Beten? — barmherziger Gott, er fühlt den Tod an's Herz dringen, ich soll für ihn beten. Aber ich bin ja kein Priester — ich kann nicht beten — was soll ich beten? — Hätte er ein lustig Liedlein verlangt, da hätte ich zehn für eins anstimmen können, aber beten? — Und doch steht er mich mit den halbgebrochenen blauen Augen so hülfesuchend, so fliehend an! — Was ist da anzufangen? Es packt mich mit Grausen und namenlosem Weh! — Da fällt mir das neue Testament ein. Ja, ich kann ihm d'raus vorlesen, das ist ebensogut als Beten, das muß ihm helfen in Tod- und Sterbensnoth. Ich habe das Büchlein wieder unter die Uniform geknöpf, ich hol's hervor, schlag' mit hastiger, bebender Hand das Erste, Beste auf, und hebe an zu lesen: „Es naheten aber zu ihm allerlei Böllner und Sünder, daß sie ihn hörten; und die Pharisäer und Schriftgelehrten murrten und sprachen: Dieser nimmt die Sünder an und isset

mit ihnen!“ So weit hatte ich mit zitternder Stimme gelesen, da blicke ich auf den Sterbenden. Er athmet schwer, in der verwundeten Lunge röchelt es; — er versucht's noch einmal, mich anzusehen — ich muß weiter lesen, ich komme bis zu dem Verse von der Engel Freude über den Sünder, der Buße thut; da wird's ganz still neben mir, ich blicke auf, er ist todt! — todt! — ich armer Sünder habe einem Sterbenden mit Gottes Wort beigestanden! — Was da in meiner Seele vorgegangen, das weiß Gott allein, erzählen läßt sich's nicht! —

Als ob sie nur gewartet, bis mein armer Herr verschleiden — jetzt naheten sich Schritte — es sind Kameraden, ausgeschickt, um die Todten zu begraben und die Verwundeten aufzuheben. Sie begruben meinen Herrn und hoben mich auf, da schwand mir das Bewußtsein. —

Die Tage, die nun folgten, sind voll Jammer und Elend gewesen — aber es waren doch lauter Gnadenzeiten, denn der gute Hirte suchte meine arme Seele und hat sie gefunden! —

Ich ward in ein sogenanntes Lazareth gebracht! Das ist in Algier eine dumpfe, niedrige Baracke, wo auf halbverfaulten Matratzen und stinkendem Stroh unglückselige Kranke und Verwundete unwissenden und gleichgültigen Aerzten überlassen sind. —

Es zeigte sich bald, daß meine Wunde durch die lange Vernachlässigung und furchtbare Hitze brandig geworden. Eine Amputation ward nothwendig besunden! Großvater, da haben sie mir mit der grausigen Operation all' das welsche Blut abgezapft, Du wirst nicht mehr darüber zu klagen haben! —

David's Augen standen voll Thränen, als sein Enkel mit schmerzlichem Lächeln ihn bei diesen Worten ansah. —

Lorenz fuhr dann weiter fort: Ein furchtbares Wundfieber packte mich darnach. In wilden Phantasieen trieb ich mich umher. Bald quälte mich eine wahre Todesangst, meinem Herrn das Leben zu retten. Bald war ich in meinen Gedanken hier im Schneiderhäuschen, am Brunnen! — Gestalten tauchten auf vor meinem Geiste, Alte und Junge, Freundsliche und Finstere, Drohende und Bittende! es brauste wie ein stürmisches Meer an meiner Seele vorüber, und dann wieder hörte ich wie aus weiter Ferne Orgelton und Kirchengesang! Aus tiefem Abgrund fühlte ich mich getragen von sanften, unsichtbaren Händen in lichte Höhen und hatte einen Blick in schön, helle Wolken, die leise hingen; und in grüne, stille Thäler! — Und über all' dem Gewirre und Getöse, dem Wechsel und Wandel, dem Hinauf und Hinab schrieb es immer mit einem ausgestreckten Finger: „Dieser nimmt die Sünder an! Dieser nimmt die Sünder an!“ Wohl tausendmal an jedem Tage und in jeder Nacht zitterte dieser Grundton durch meine Seele, malte sich diese Schrift vor meinen Augen, die wie glühende Kugeln in ihre Höhlen brannten. —

Wie lange das so fortgegangen, weiß ich nicht. Eines Tages hatte ich das Gefühl unsäglicher Mattigkeit, so daß ich kaum die Augenlider heben und um mich blicken mochte. Was ich sah, war auch eben nicht tröstlich und erquicklich, zweierlei jedoch gewährte mir einen erfreulichen Anblick. Das Erste war ein Wasserkrug zu Häupten meines Lager; das Andere: mein kleines neues Testament, das man zu meinen Füßen auf die Matratze gelegt. An diesem Tage konnte ich freilich weder allein trinken, der Wasserkrug war viel zu schwer; noch lesen, meine Augen wa-

ren viel zu schwach. Zu trinken gab man mir. Dann schloß ich wieder die Augen und blickte nach Innen. Und was fand ich da? — daß ein Sterbender von mir verlangt, ich solle für ihn beten, — ich aber konnte nicht beten, — ferner, daß ich einem Sterbenden mit Gottes Wort beigestanden. — Daran reichte sich dann von selber die Frage: Wie nun, wenn Du selber sterben müßtest und könntest nicht beten? — und hättest kein Gottes-Wort? — Aber, Gott sei Dank, ich habe jetzt das Wort, das Eine Wort: „Dieser nimmt die Sünder an!“ wer ist „Dieser?“ — er heißt: Jesus! — das weiß ich: — „Jesus!“ das klingt gut, sanft, freundlich in meine Seele! also ich darf auch sagen. „Jesus nimmt die Sünder an!“ Das ist sehr schön, sehr tröstlich! — hab' ich das verdient? — hab' ich das verdient? — und auf diese Frage tauchte es auf, tief aus meiner Seele Grund, wie etwas, das ich einst besessen und lange, lange vergessen, das Seufzen: „Gott sei mir Sünder gnädig!“ O, ich hab's nicht einmal, ich hab's wohl tausendmal geseufzt — ich hab's unter Thränen geseufzt, und nach langem Seufzen ist es wieder aus dunkler Vergessenheit in mir aufgestiegen, das Anfangswort des Gesanges, den wir heute gesungen und den ich einst als Schulknaube gelernt: Mein Heiland nimmt die Sünder an! Und nun war's mir ein süßes, seliges Geschäft, mich in das: „Mein Heiland!“ immer tiefer hinein zu glauben, meine Wunde Seele damit zu unwickeln und umbinden, wie sie meinen wunden Beinastumpf unwickelten mit ihren Salben und Binden. Ach, das eine Wort: „Mein Heiland!“ ist mir zur wahrhaftigen Heilsalbe geworden, daß es meine arme Seele zunächst und darnach auch meinen kranken Leib kurirt hat. —

Bald kam ich denn nun auch so weit, daß ich lesen konnte. Daß ich zuerst das 15. Cap. im Evangelium Lukas gelesen und immer wieder gelesen, brauche ich Euch wohl nicht erst zu sagen, es war mir eine strahlende Sonne, in deren warmem Licht ich sehr fröhlich geworden. Hernach breitete sich dieses Sonnenlicht aus über alle Schrift des neuen Bundes, die ich in meinem Büchlein zu lesen fand, und auch noch über die Psalmen, welche hinten angeheftet waren. —

(Fortsetzung folgt.)

### Friedrich Myconius.

Eine lehrreiche und erbauliche Lebensgeschichte, aus alten Schriften neu erzählt.

Ebenso läßt uns der scheidende Knecht des Herrn in einem an M. Röser, Prediger zu Wittenberg, gerichteten Briefe, einen Blick in sein in dem Herrn ergebenes und getrostes Herz thun, und wir können es uns nicht verlagern, und müssen unsern Lesern auch aus diesem Briefe noch etwas mittheilen. „Ich bitte — schreibt er — den ehrwürdigen Vater Luther, der mich mit seinem Befehl und Brief bis dahin zurückgehalten hat, daß er mich mit seinem Segen entläßt; jedoch wie Gott will, nicht wie ich will. Es steht Alles in seinem Willen: krank sein, sterben und genesen, denn sein Wille ist mir Gewinn. Doch, wenn es Gott nicht mißfiel, wie gerne möchte ich lieber aufgelöst und bei Christo daheim, als länger eine unnütze und stumme Last der Erde sein. Ich bitte Euch, mein lieber Röser, wirkt mir bei dem Herrn Doctor eine Antwort aus. Ich kann vor Schmerz des Halses beinahe weder Speise noch Trank zu mir

nehmen; aber ich erquickte mich an dem himmlischen Manna und lese auf meinem Bettlein jetzt den (zweiten) Psalm: Warum toben die Heiden u. s. w., und bete den Sohn an, der uns gegeben ist. Gelobt sei Gott, der mich in diesen Schmerzen so erquickt, daß ich ganz vergesse, daß ich krank bin. O Herr Jesu, wie könnten wir dir und deinem treuen und weisen Knechte (Luthero), den du über dein Gesinde gestellt hast, daß er uns also versorgete, diese unermessliche Wohlthat vergelten? Wir danken Dir, denn etwas anders können wir nicht und etwas anders willst Du nicht. Lebt wohl, mein Hörer, und wenn Ihr hört, daß ich begraben sei, so wisset, daß nichts als Knochen und Haut, Sünde und Ungehorsam und der alte widerstrebende Mensch begraben sei, daß er vollkommen frei werde von dem Gift des Teufels, der Sünde und dem Tode. Aber der inwendige Mensch wird von Tag zu Tag erneuert; er lebt in Christo und dieser hat mich geliebt und sich selbst für mich dahin gegeben; in ihm ist mein Leben verborgen in Gott, daß, so wie er lebt, sollen auch wir leben. Dieser Mensch stirbt nicht und wird nicht begraben, sondern er lebt in Ruhe und Frieden und die tobenden Heiden, Könige und Völker werden ihn mit ihren Anschlägen nicht beunruhigen. — Schreibt mir wieder und laßt euch die Geschäfte nicht abhalten, denn auch mich wollte die Krankheit verhindern, aber wider ihren Willen entriß ich mich dem Bette und habe dies geschrieben. Nun kehre ich zu meinem Lager zurück; mag die Krankheit und der Schmerz thun, was Gott ihnen heißt. Mögen sie noch so heftig sein, weiß ich doch, daß Gott mitten in seinem Zorn sich erbarmet. Lebt nochmals wohl. Gotha am Tage, da dem Paulus die Schuppen von den Augen fielen, (d. i. 10. Jan.) 1546.“

Wir wissen nicht, ob Luther seinem Myconius noch eine Antwort hat zukommen lassen, aber sein am 18. Februar erfolgter Tod war für diesen Antwort genug. Es geschah, wie Luther vorher gesagt hatte, er ging früher noch zu seiner Ruhe ein. Wohl erschütterte sein Tod den ohnehin angegriffenen Mann, doch meinte er: „Was hätte Luther auch weiter in dieser verstockten und undankbaren Welt machen wollen?“ Er dankte Gott dafür, daß er diesen Elias in dieser letzten Zeit gesandt habe, und hatte nur noch den Wunsch: „Der Herr verleihe mir ein gutes Stündlein, daß ich ihm bald folge. Amen.“

War aber auch Luther nicht mehr unter den Lebenden, so gab es doch immer noch Seelen, welche einen so treuen Diener Christi, wie Myconius war, zu schätzen wußten, und die ihn, konnten sie auch nicht selbst zu seinem Krankenlager kommen, wenigstens durch ihre an Liebe und tröstlicher Zusprache aus Gottes Wort reichen Briefe erquickten. Dies thaten auch die Wittenberger, u. A. Kaspar Creutziger und Melancthon gar treulich. Der Letztere schrieb ihm namentlich auch: „Wenn Ihr vor mir aus diesem armen Leben abgerufen werdet, so werde ich Euren Kindern, wo ich Jana, treulich Gutes thun.“

Eben dies sicherte ihm auch sein Kurfürst zu. Myconius hatte von seinem gnädigen Herrn in einem beweglichen Briefe Abschied genommen, auch den durch Luther Tod hochbetrübteten Kurfürsten getröstet, daß Luthers keineswegs gestorben, sondern nur erst sein Geist recht anfangen zu leben, „und gleichwie Gott, nachdem er Christum in den Himmel aufgenommen, Apostel, Lehrer und letztlich auch diesen Elias gegeben; also hätte er auch in der ganzen Christenheit

viel herrliche, vornehme Lehrer, dieses großen Propheten Jünger erweckt, durch deren heilsamen Dienst und Fleiß er das Wort und seine Kirche erhalten werde, wenn sie für die reine Lehre und Aussendung seiner Arbeiter den Herrn der Ernte fleißig anrufen würden.“ — Der Kurfürst erwiderte ihm sogleich darauf: „Er haben sein Schreiben empfangen und seine christlich-Bermahnung gnädig vermerkt. Wenn sich auch der Todesfall mit Luther zugetragen; so sei er doch der tröstlichen Zuversicht zu Gott, dem Allmächtigen, er werde seine Gnade geben, daß die reine rechtfertigende Lehre und Grundfeste seines göttlichen Wortes gnädig erhalten und gemehret werde. Er trage mit des Myconius Schwachheit herzlich Mitleiden, hoffe jedoch, es solle ihn Gott noch lange beim Leben erhalten, um der Kirche und seinem Worte in seinem Amt ferner so fleißig zu dienen. Wenn aber Gottes Wille wäre, ihn aus diesem Jammerthale zu nehmen; so wolle er an seiner Statt einen frommen christlichen Mann zum Pfarrer und Superintendenten verordnen, auch der Schule zu Gotha und anderer Schulen umher sich annehmen.“ Auch lag noch ein Zettel dabei, worauf wörtlich also stand: „So sind wir auch gnädiglich geneigt, da sich ja der Fall nach dem Willen Gottes mit Euch zutragen würde, daß Ihr von diesem Jammerthal scheiden müßtet, Euer Weib und Kinder in gnädigen Befehl zu haben. Wollten wir Euch in gnädiger Meinung auch nicht bergen.“

So erquickte denn der Herr seinen Diener, der ihn so herzlich lieb hatte, wiederum durch die Liebe solcher wahren Glieder am Leibe des Herrn, wie deren eins auch der fromme Kurfürst war. Auch ward ihm bald sein Wunsch gewährt und ehe zwei Monate verflossen war er Luthern nachgefolgt.

Es war aber sein Ende erbaulich, wie sein Leben, und der Glaubenstrost, den er nach schwerem Kampf errungen hatte und der in den Tagen seiner Krankheit sein Siechbette zum Siegesbette machte, verließ ihn auch in seinen letzten Stunden nicht. Am 7. April 1546 ließ er seinen Freund, den Rector Süßbach, schnell zu sich kommen und dieser bemerkte sogleich, daß sein Letztes bevorstände. Daher hielt er den Diaconus Heinrich Thilo, des Myconius Mitgehilfen am Evangelio und Beichtvater, bei ihm zurück und schickte auch nach einem andern nahen Freunde desselben, einem angesehenen Bürger, Johann Portunus. Außerdem war nur die Familie des Sterbenden zugegen. Er empfing zuerst von dem Diener des göttlichen Wortes auf sein Verlangen die Absolution und wendete sich sodann sogleich mit dem Gebete zu Gott: „Vater im Himmel, in deine Hände befehle ich meinen Geist; du hast mich erlöst, Herr, du getreuer Gott!“ und wiederholte diesen Seufzer später noch zweimal. Als er die Absolution empfangen hatte, begann er, — es war dies aber um 12 Uhr Mittags — seinen Abschied zu nehmen, indem er das Bekenntniß seines Glaubens ablegte, untermischt mit vielen wichtigen Stellen heiliger Schrift von der Vergebung der Sünden durch Barmherzigkeit des himmlischen Vaters, von dem Sieg über den Tod durch die Auferstehung Christi, von der Hoffnung der ewigen Herrlichkeit bei dem Vater im Himmel durch den Ausgang aus diesem elenden Leben, dessen er herzlich müde war. Diese Unterredungen dauerten von 12 bis 3 Uhr Nachmittags. Bisweilen ruhte er, aber bald setzte er diese Gespräche fort. Zwischen 3 und 4 Uhr fing die Stimme an, ihm zu versagen. Inzwischen waren noch mehrere befreundete Personen

herbeigekommen. Sie alle sahen den ehrwürdigen Mann, wie er gleich einem Simeon (dessen Lobgesang er zweimal so deutlich aussprach, daß er alle Ohren langsamer als sonst die Worte, betonte), Gott dankte für seine Erlösung. Und so entschlief er in einem Alter von 55 Jahren 3 Monaten, und predigte noch mit seinem Tode den Umstehenden, daß Christus die Auferstehung und das Leben sei.

Am folgenden Tage trug man ihn unter vielen Thränen zu Grabe. Der öfters genannte Rector Pancrätius Süßbach hielt ihm in der Schule die lateinische Leichenrede, Dr. Justus Menius, Superintendent zu Eisenach, die Leichenpredigt.

Der Herr wolle es seiner Kirche auf Erden nie an so treuen Dienern fehlen lassen, wie deren Einer Myconius war. Gewiß wird auch unter unsern Lesern fortan sein Name im Segen bleiben.

M e u r e r.

### Die älteste Mission und Kirche Indiens.

Nach Dr. Germann's „Kirche der Thomaschriften.“

Wenn in diesen Tagen der Blick aller Welt auf die Türkei gerichtet ist, wo das Elend und der unerträgliche Druck türkischer Staatswirtschaft bisher allen Heilkünsten der Politik gespottet hat und nochmals zu spotten scheint, so darf man sich wohl wundern, daß nicht nur im südöstlichen Europa, sondern noch darüber hinaus, sich mitten unter mohamedanischer Umgebung und Herrschaft größere und kleinere Nester christlicher Kirchen und Secten bis auf diesen Tag unterhalten haben, wie z. B. die, freilich in Lehre und Leben sehr verkümmerten Kapten und Abhissinier in Afrika, und die, ebenfalls mehr oder weniger verkümmerten Nestorianer und Armenier, Jacobiten und Maroniten in Asien. Noch merkwürdiger ist die Thatsache, daß sich im weit ferneren Indien, mitten unter ganz heidnischer Umgebung und Herrschaft ein kleiner Nest christlicher Gemeinden aus den ältesten Zeiten der Kirche bis heute erhalten hat. Wir meinen die Thomaschriften in Malabar auf der Westküste Ostindiens. Dieselben leben nicht gar weit von unserer Station Coimbatour und sprechen einen Dialect, der früher ganz eins war mit der Sprache unserer Tamulen und ihr jetzt noch sehr ähnlich ist. Darum hat auch Dr. Germann, der schon manches werthvolle Buch für die tamulische Mission verfaßt hat, sich seit Jahren mit der Geschichte dieser Thomaschriften beschäftigt und den Befund seiner Forschungen jetzt in einer ausführlichen Schrift veröffentlicht.\*) Wir glauben dieselbe nicht besser benutzen und unsern Lesern empfehlen zu können, als daß wir, hauptsächlich aus ihr schöpfend, die Geschichte der ältesten Mission und Kirche Indiens unsern Lesern kurz zu erzählen versuchen.

Thomaschriften nennen sich jene ältesten Christen im Süden Ostindiens, weil sie nach der Ueberlieferung glauben, daß sie die Nachkommen der Gemeinden seien, die der Apostel Thomas selbst in Indien gesammelt haben soll. Nach ihm sind auch die beiden Thomasberge bei Madras benannt, weil der Apostel auf dem kleineren gewohnt und auf dem größeren den Märtyrertod erlitten haben soll. Müßten wir das

\*) Die Kirche der Thomaschriften. Ein Beitrag zur Geschichte der Orientalischen Kirchen von Dr. W. Germann, Pfarrer in Großschloßberg [Sachsen Meiningen] Mit einer Karte und fünf Holzschnitten. Gutersloß, 1877. Druck und Verlag von C. Bertelsmann.

auch für eine ungewisse Tradition halten, aus der man ebensovienig einen Glaubensartikel machen darf, als aus der Tradition von Petri Bisthum in Rom, so wird man doch auch schwerlich behaupten können, daß St. Thomas nicht nach Indien kam noch kommen konnte.

Spuren von dem Dasein christlicher Gemeinden in Indien finden sich jedenfalls schon in den ältesten Zeiten der Kirche, und die abendländische Kirche selbst bezeugt, daß lange vorher, ehe sie in Indien wirken konnte, das Christenthum dort Wurzel gefaßt hatte. Wie die christliche Mission überhaupt nicht von Rom, sondern von Jerusalem ausgegangen ist, und wie Paulus wohl in Glaubensgemeinschaft mit Petrus, aber unabhängig von ihm, sein großes Missionswerk begann und betrieb, so verhält sich auch mit der ältesten Mission in dem alten Indien, das schon in den Tagen der Phönizier zum Bereich des Welthandels gehörte und fast durch alle Jahrhunderte hindurch gehört hat, wenn auch sein Verkehr mit dem fernem Westen durch den Muhammedanismus längere Zeit arg behindert war. Allerdings beginnt, auch nach Dr. Germann, die neuere geschichtlich klare Zeit der indischen Mission erst mit der Landung der Portugiesen in Calicut (1498) oder mit der Landung des ersten Jesuitenmissionars Franz Xavier in Goa (1541): aber die Thomasschriften waren lange vor ihnen da. Schon Johannes von Montecorvino, der nahezu 250 Jahre vor Xavier (um das Jahr 1300) als erster abendländischer Missionar und päpstlicher Legat für Indien und China auf einige Jahre im eigentlichen Indien weilte und wirkte, war dahin gekommen, um mit den Christen Indiens Verbindungen anzuknüpfen und das Grab des heiligen Thomas zu besuchen; und sein berühmter Zeitgenosse, der venetianische Kaufmann Marco Polo, der Jahrzehnte im Inneren Asiens gelebt und die Länder desselben, auch Indien selbst, bereist hatte, bezeugte, daß fast in allen Handelsstädten Asiens Glieder und Gemeinden orientalischer Kirchen und Secten, Nestorianer, Jacobiten, Armenier &c. gefunden wurden. Wenn aber schon damals, wie aus mehreren Nachrichten erhellt, diese Christen im Abnehmen begriffen waren, so ist das nicht zu verwundern. Außerlich hatte seit dem 7. Jahrhundert der morgenländische Antichrist (der Muhammedanismus) die orientalischen Kirchen gänzlich verheert und zerstört. Innerlich aber waren diese Kirchen schon seit dem 5. Jahrhundert durch nestorianische (die Einheit der Person Christi entwerthende) und monophysitische (die Zweifelhait seiner Naturen leugnende) Irrlehren, deren Anhänger aus dem byzantinischen Reiche vertrieben sich massenweise über die orientalischen Kirchen außerhalb jenes Reiches ergossen, jämmerlich verwirrt und zerrissen. Aber vorhanden war das Christenthum schon vor allem diesem Jammer, auch im eigentlichen Indien. Dunkle, doch mehr oder weniger unverkennbare Spuren davon begegnen uns schon in den frühesten Jahrhunderten, und nach der Apostelzeit wird es schwerlich ein Jahrhundert geben, von dem man bestimmt behaupten könnte: es gab damals noch keine Christen in Indien.

Es ist wahr, in den alten Zeiten, da die geographische Wissenschaft noch in ihrer Kindheit war, ist der Name „Indien“ vielfach in einem fast eben so weiten Sinne gebraucht worden, als heutzutage der Name „Orient“ oder „ferner Orient“. Namentlich sind die ferneren Länder, die am Seewege nach Indien liegen, z. B. das s. g. glückliche Arabien und Abyssinien schon

mit dem Namen „Indien“ benannt worden. Zunächst in diesem Indien, behauptet die Tradition, habe der Apostel Bartholomäus gewirkt, der dann aber auch nach dem eigentlichen Indien gekommen sei und endlich in Armenien den Märtyrertod gelitten habe. St. Thomas dagegen soll zuerst in den Ländern, durch welche Alexander der Große nach Indien zog, gewirkt und zuletzt in's eigentliche Indien gekommen und dort als Märtyrer gestorben sein. Also 2 Apostel werden mit Indien in Verbindung gebracht; aber von bleibenden Erfolgen des ersteren ist nicht in Indien, wohl aber in Abyssinien die Rede. Ganz anders St. Thomas, von dessen Wirksamkeit gerade in Indien besondere Spuren zurückgeblieben zu sein scheinen. — Oder sollten so große Missionsreisen von diesen Aposteln unglaublich sein? Wir meinen nicht. Als die h. Apostel in Jerusalem mehr und mehr sahen und hörten, wie das Evangelium von den Juden in ihrer Heimath verworfen, in der Diaspora aber von Juden und Heiden angenommen wurde, da werden sie nicht mehr lange in Palästina geblieben, sondern ausgegangen sein, einige, wie Paulus, nach dem Occident, andere, wie Petrus (1 Petr. 5, 13) nach dem Orient, überall sich zunächst an die zerstreuten Juden wendend und dann erst an die Heiden. Und wenn damals solche Juden selbst in den fernsten occidentalischen Ländern bis Spanien hin gefunden wurden, so wird es auch welche gegeben haben in den fernsten orientalischen Ländern bis Indien hin, das ja längst zum Bereich des Welthandels gehörte. Schon nach dem Buche Esther (1, 1, 8, 9) war Indien als der fernste Orient den Juden bekannt. Und gerade in der unmittelbaren Nähe der Thomasschriften gibt es bis auf diesen Tag Juden und zwar auch schwarze Juden, was zu zeigen scheint, daß sie schon Jahrtausende in Indien zu Hause sind.

Wir wollen keineswegs vergessen, daß solche Traditionen immer unsicher bleiben, und können am wenigsten jemandem das Recht zugestehen, aus ihnen notwendige Glaubensartikel zu machen. Doch verstehen wir auch nicht, warum es geschichtlich so ganz unglaublich sein sollte, daß einer der genannten Apostel oder beide wirklich in Indien gewesen sein und gewirkt haben können. Man wird freilich den Kern solcher Ueberlieferungen von falschen Zuthaten und Ausschmückungen zu unterscheiden haben. Wir wissen aus der heiligen Schrift selbst, daß St. Paulus in Malta war. Aber wenn man uns auf jener Insel die Höhle zeigt, in welcher der Apostel jahrelang als Einsiedler und Biber gelebt haben soll, so müssen wir das als offenbar falsche Zuthat verwerfen und also anerkennen, daß einerseits solche thörichte und abergläubige Ausschmückungen die Wahrheit der Geschichte nicht beeinträchtigen, diese aber andererseits uns nicht nöthigen darf; jene mit in den Kauf zu nehmen.

Da die Länder von Persien bis Indien stets als St. Thomä Wirkungskreis genannt worden sind, und es Thatsache ist, daß die Christen Indiens durch alle Jahrhunderte mit syrischen und persischen Kirchen in Verbindung gestanden haben, so kann es scheinen, als ob der Apostel zuerst in Syrien, dann in Persien gewirkt haben, und so auf dem Landwege immer weiter gegangen sein müsse. Aber die Tradition kennt nur eine indirecte Wirksamkeit dieses Apostels in Syrien, durch Absendung eines der 70 Jünger (Thaddäus) an den König Abgar in Edessa. Sie läßt St. Thomas selbst auf dem Seewege direct nach dem „diesseitigen oder ersten Indien“ d. h. nach Parthien, Bactrien &c. gelangen, wo damals ein König Gundaphorus ge-

herrscht haben soll. Er scheint aber diesen Weg nicht selbst gewählt zu haben, sondern durch unliebe Ereignisse vom Herrn geführt worden zu sein, was die Sage so ausdrückt, der Herr Jesus habe den in Jerusalem zögernden Thomas in einer persönlichen Erscheinung an den indischen Kaufmann Abbanes, der für den Palast des Königs Gundaphorus einen Baumeister suchte, als Knecht oder Sklave verkauft. — Man hat lange bezweifelt, daß es einen König Gundaphorus und ein Reich desselben je gegeben habe, aber in den 30er Jahren unseres Jahrhunderts sind in den nordwestlichen Indusländern, Bactrien und Kabulistan eine Menge Münzen aufgefunden worden, die es über allen Zweifel sicher stellen, daß 1 oder 2 Könige, die Andropheres und Gondopheres (oder — phares) hießen, gelebt und ein nicht unbedeutendes Reich gehabt haben. Allerdings ist noch Streit darüber, ob seine oder ihre Lebenszeit ein Jahrhundert vor oder nach Christi Geburt zu setzen sei; aber selbst wenn er, (der erste dieses Namens), wie Professor Lassen meint, 100 Jahre früher lebte als St. Thomas, so hat doch das Reich, das er wieder herstellte, und die Königsfamilie, die er gründete, noch zu St. Thomä Zeiten bestanden, und so wird sein Name noch im Gebrauch gewesen sein.

(Fortsetzung folgt.)

### Die Lage der Christen in der Türkei.

In der europäischen Türkei leben etwa 3 Millionen Muhammedaner und 9 Millionen Christen! Wie ist die Lage dieser unter der türkischen Herrschaft schmachtenden Christen bisher gewesen?

Das türkische Reich ist ein Reich, das nicht bloß mit der muhammedanischen Religion auf das allerinnigste zusammenhängt, sondern das gerade zu auf dieselbe gebaut ist und ohne dieselbe gar nicht bestehen kann. Alle bürgerlichen Gesetze sind nur in so weit Gesetze, als sie Ausdruck und Ausfluß des Koran sind. Darum hat es bei den Türken nie einen Unterschied gegeben zwischen Religions- und Rechtswissenschaft, sondern die obersten Geistlichen und Moscheediener sind zugleich die Gesetzgeber gewesen, weil sie allein den Koran studiren. Der oberste muhammedanische Geistliche, der Mufti oder Scheich ul Islam, hat nach türkischem Begriff in der Auslegung des Koran eben solche Untrüglichkeit und Unfehlbarkeit wie nach römischen Begriffen der Papst für die Bibelauslegung. Dieser Mufti ist also der höchste geistliche und bürgerliche Gesetzgeber, und ein Gesetz des Sultans bekommt nur dann rechtliche Gültigkeit, wenn der Mufti durch sein Fetwa oder gesetzliches Gutachten bewiesen hat, daß die Verordnung dem Koran gemäß ist. Unter diesen Umständen kann alle Gesetzgebung in der Türkei niemals toleranter sein als der Koran, der ihre Seele ist. In diesem aber kommt alles darauf hinaus, daß der Islam so entschieden wie keine andere Religion vor ihm oder nach ihm eine erobrende Religion sein will. Die „Gläubigen“, die Moslim, d. h., die an Gott und seine Propheten sich hingeben, wollen und sollen die Welt erobern, nämlich mit dem Schwerte. Nur das allein gewinnt dem Muselman die Freuden des Paradieses, wenn er seine Verpflichtung zum heiligen Kriege nicht vergißt. Wer sich nicht zum Islam bekehrt, ist ein Feind des Propheten. Er muß daher unterworfen und ihm unterthänig gemacht werden, er ist von Natur dem Sultan tributpflichtig.

Eben weil der Koran die Christen als Feinde des Propheten ansieht, kann in der Türkei niemals ein

Gesetz aufkommen, das Christen freundlich wäre. Sie müssen als unterworfenen Hunde betrachtet werden, und wenn die europäischen Großmächte auch hundertmal den Sultan zwingen, Gesetze zu erlassen, die christenfreundlich wären, diese Gesetze werden nicht geachtet und kommen nicht zur Ausführung, weil sie dem Koran widerstreben. Darum ist ein solcher Staat, in dem das Regiment muhammedanisch ist, die größere Anzahl der Einwohner aber christlich, ein reines Un Ding und kann nicht bestehen. Die Türkei muß daran zu Grunde gehen, daß die Großmächte sie zu milderen Gesetzen zwingen; denn das ist der Ruin eines Staates, wenn Gesetze gegeben und Einrichtungen gemacht werden, die gar nicht zur Ausführung kommen können. Hier heißt es: entweder vernichtet den Koran und den ganzen Muhammedanismus, aus dem alles Uebel herkommt, oder ihr müßt die Christen in den Leiden lassen, unter denen sie seit 400 Jahren schmachten. — Die eigentlichen Beschwerden der Christen lassen sich in folgende Punkte zusammenfassen.

1. Die Belastung mit viel höherer Steuer als die ist, welche von den Muhammedanern erhoben wird. Die Christen nämlich haben außer den allgemeinen Steuern noch eine Anzahl Steuern, die sie allein tragen müssen. Da ist fürs erste der sogenannte Harabsch, eine Kopfsteuer, die schon ihrem Ursprung nach eine fortdauernde Schmach für die christliche Bevölkerung ist. Es ist die Postsumme, die es den Christen gestattet, noch ein Jahr ihren Kopf zu behalten und auf muhammedanischen Grund und Boden ansässig zu sein. — Sie wird von allen männlichen Christen vom 7. bis 60. Jahre erhoben und beträgt durchschnittlich auf den Kopf 40 Piaster, ungefähr  $7\frac{1}{2}$  Mark. — Außerdem müssen die christlichen Ackerbauer den Zehnten an die Paschas oder die Spahis entrichten, weil bei der Eroberung das Land den Christen aller Grundbesitz genommen, und sie bloß als Pächter gelassen wurden. Ist diese Zehnte entrichtet, so kommt des Paschas Adjutant, der Tschibuktschi oder Pfeifenträger, und verlangt noch einmal für sich den Zehnten. Ferner müssen die Christen bedeutende Steuern an ihre Bischöfe und Patriarchen zahlen, damit diese im Stande sind, den jährlichen hohen Tribut zu entrichten, welchen der Sultan von ihnen verlangt. Doch mit diesen Steuerzahlungen ist es noch lange nicht genug; zu den regelmäßigen kommen die unregelmäßigen. — Da verlangt der Pascha eine Steuer zur Bestreitung seines persönlichen Bedarfs; da gibt es Kriegsumlagen, Frohndienste, Einquartirungslasten, bei denen die Christen immer am ersten und strengsten herangezogen werden. Man bedenke, daß alle diese Steuern erhoben werden von Paschas, deren grausame Natur bekannt, deren Bestechlichkeit sprichwörtlich ist, und die nicht leicht zur Verantwortung gezogen werden, man bedenke daß diese Paschas die Erhebung der Steuern an Inden und Armenier verpackten, welche natürlich auch ihren reichen Gewinn davon haben wollen, — und man kann sich eine Vorstellung machen, wie furchtbar die armen Christen ausgefogen werden.

2. Eine nicht minder schreiende Beeinträchtigung der Christen ist ihre Unfähigkeit, vor Gericht Zeugniß gegen die Muhammedaner abzulegen. — Dies stellt die Christen in der Türkei auf eine Stufe mit den Sklaven in den früheren nordamerikanischen Sklavenstaaten. Die Rechtschändel unter sich selbst lassen die Christen von den Bischöfen schlichten: darum bekümmert sich kein türkisches Gericht. Aber bei Kriminalfällen und Rechtschändeln mit Muham-

medanern gilt vor türkischen Gerichten nie ein Zeugniß, das von einem Christen gegen einen Türken abgelegt wird. Der Türke kann einen Christen in Gegenwart einer ganzen Schaar von andern Christen mißhandeln. Das Zeugniß aller dieser wird von den türkischen Richtern gar nicht angenommen. Der Kläger müßte einen andern Türken als Zeugen bringen und da natürlich zeugt der Türke nie zu Ungunsten des Türken und zu Gunsten des Christen. Besonders schreiendes Unrecht bringt den Christen die Rechtsungleichheit vor türkischen Gerichten in Erbschaftsangelegenheiten.

Wer vom Christenthum zum Islam übertritt besitzt dadurch ein näheres Erbrecht als alle übrigen Glieder der Familie. Hält sich also ein solcher Ueberläufer durch ein Testament für benachtheiligt, so ist es ihm ein leichtes, das ganze Testament umzustößen. Während nun dieser Ueberläufer allerlei Vortheile zu erwarten hat, besteht dagegen das alte Reichsgesetz noch in Kraft, wonach den Muhammedaner, der vom Islam abfällig ist, der Tod durch Schwert oder durch Erdrosseln erwartet. — 1843 wurde ein betrunkener Armenier beredet, zum Islam überzugehen; als er wieder nüchtern wurde, floh er, wurde aber von den nachgeschickten Spionen entdeckt und auf öffentlichem Markte in Konstantinopel hingerichtet. Damals traten die christlichen Gesandten zusammen und protestirten gegen ein solch barbarisches Verfahren; daraufhin erließ der Sultan eine Verordnung, es solle künftig niemand in seinen Staaten wegen seiner religiösen Meinungen verfolgt werden. Aber das steht nur auf dem Papier und kein Pascha kehrt sich daran. Erst im verflossenen Winter wurde ein Armenier, welcher Türke geworden war, dann aber wieder zurücktrat, auf Befehl des Mufti in Adrianopel öffentlich hingerichtet.

3. An allen Orten, wo der Islam Moscheen (Stätten der Anbetung) hat, dürfen die Christen keine neuen Kirchen bauen. Sie können wohl die alten bestehenden wieder ausbessern; aber so sehr auch die christliche Bevölkerung wächst, so wenig die vorhandenen Kirchen genügen, um die Zahl der Besucher aufzunehmen, neue Kirchen dürfen nicht gebaut werden.

4. Viel schwerer noch sind die Erniedrigungen zu ertragen, welchen die Christen im gewöhnlichen Leben ausgesetzt sind. Es sollen nur einige davon erwähnt werden. Christen dürfen nicht den weißen oder grünen Turban tragen; den Christenweibern ist es verboten, gelbe Pantoffel anzuziehen, sie müssen sich mit rothen oder blauen begnügen. Die grüne Farbe, als die Farbe des Propheten, ist in allen Kleidungsstücken denen untersagt, die nicht seine Nachfolger sind. Das Kameel, das dem Propheten geheiligt ist, darf kein Christ besteigen. Die christlichen Kirchen dürfen keine Portale haben, die unmittelbar auf die Straße gehen; Kreuze dürfen nicht äußerlich sichtbar sein; Glocken dürfen nicht geläutet werden.

(Aebvg. Missbl.)

### Kirchliche Chronik.

Nicht weil wir Lust am Zanken und Streiten haben, sondern weil die sich fälschlich lutherisch nennende General-Synode seit einiger Zeit große Anstrengungen macht, sich auch im Westen auszubreiten und besonders ihr „deutsches Wort“ hier aufzubauen, halten wir es für unsere Pflicht, ihre falsche, verderbliche Lehre und Praxis öffentlich zu

strafen, damit treue und gewissenhafte lutherische Christen gewarnt werden mögen, sich vor ihren Netzen und Schlingen zu hüten. So lesen wir wiederum ein Stückchen greulicher Irreligion in der letzten Nummer des „Observer“, des Hauptorgans der General-Synode, da die Frage: „werden die Heiden, die nie von Christo gehört haben, selig werden?“ folgendermaßen beantwortet wird: „Wenn wir diese Frage vom Standpunct menschlicher Vorstellung von der unendlichen Güte und Gerechtigkeit und von dem Standpunct göttlicher Offenbarung ansehen, schließen wir, daß diejenigen Heiden, die nie von Christo gehört haben, welche aber doch auf die Mahnungen des Gewissens nach ihrem Vermögen geachtet haben, kraft der durch Christum geschehenen Genußthung selig werden. Wenn sie aber nicht selig würden, wie sollten wir denn solche Schriftstellen wie Röm 2, 14 und 15 verstehen? Diese Worte scheinen deutlich zu lehren, daß bei diesen Leuten, von denen die Rede ist, das Gewissen des Menschen seine Handlungen billigt oder verdammt, obwohl er nie von Christo oder seinem Heilsplane gehört hat. Wenn wir diesen Gegenstand im Lichte der menschlichen Vernunft betrachten, so sehen wir in den obenangeführten Schriftstellen, sowohl die Gerechtigkeit als auch die Güte Gottes dargelegt. Die menschliche Vernunft ist so beschaffen, daß soweit sie irgend einen Gegenstand begreifen kann, sie was von Gerechtigkeit oder Ungerechtigkeit daran ist, entdeckt und ihr Urtheil demgemäß abgibt, auch ist dies Urtheil nicht willkürlich, sondern entspringt einem allgemeinen Gesetz der menschlichen Vernunft, welches keine Macht des Willens bei Seite setzen kann. Zur Bestätigung des bisher Gesagten lesen wir Römer 3, 19. „daß, was das Gesetz sagt, das sagt es denen, die unter dem Gesetze sind,“ d. h. dem Sittengesetze. Aber die in Rede stehenden Heiden sind nicht unter diesem Gesetze und werden folglich auch nicht nach demselben gerichtet, sondern sie sind unter dem Gesetze des Gewissens, wie dasselbe von Gott selbst ihnen in's Herz geschrieben ist, und nach diesem Gesetze müssen sie gerichtet werden.“ — Glaubst Du nun, lieber Leser, daß diese Generalsynodisten den lutherischen Namen mit Recht sich beilegen? Ist's nicht klar, daß sie sich denselben nur anmaßen, um unter seinem guten Klang die gefährlichsten Irreligionen zu verbreiten und arme Seelen in's Verderben zu stürzen? Denn in den obigen Sätzen wird nicht nur das gänzliche Verderben der menschlichen Natur, die gänzliche Blindheit der natürlichen Vernunft in geistlichen und göttlichen Dingen, sondern auch die Nothwendigkeit des Sühnopfers unseres lieben Herrn Jesu geleugnet, ein entsetzlich fälscher Unterschied gemacht zwischen dem Sittengesetz und dem Gewissen, der Befehl Christi: „Geht hin in alle Welt und predigt das Evangelium aller Creatur,“ und seine Verheißung: „Wer da glaubet und getauft wird, der wird selig werden,“ aufgehoben und eine Schriftauslegung und ein Schriftverständnis an den Tag gelegt, wie man sie allerdings nur bei einem blinden Heiden suchen würde. Daß nun aber die General-Synode noch Mission treibt und ihre Boten in die Heidenwelt sendet, erscheint uns in diesem Lichte als ein höchst kostspieliger Luxus. Wenn die Heiden auch ohne von Christo gehört zu haben selig werden, so ist es gewiß ein überflüssiges gutes Werk, sie noch zu Christo bekehren zu wollen. O wie greulich sieht es doch in der rottefaulen, rationalistisch-methodistischen General-Synode aus, deren Hauptorgan solche Teufelslehre als göttliche Offenbarung verbreiten kann! Daß Gott erbarm!

**Verkehrssperre.** Auf dem katholischen Congresse zu Bordeaux wurde der Vorschlag gemacht, in jeder Gemeinde ein Verzeichniß der gut katholischen Kaufleute, Aerzte, Gastwirthe, Advokaten u. s. w. aufzustellen, und bei Bedürfnissen sich nur an diese zu wenden, damit das Geld nicht in schlechte oder keiserliche Hände gerathe. Damit hat man im Bauclose-Department den Anfang gemacht, als bei der Abgeordnetenwahl der ultramontane Candidat unterlag. Eine Versammlung zu Avignon beschloß, daß die Arbeitgeber alle verdächtigen Arbeiter und Angestellten, die Herrschaften ihre nicht gut katholischen Dienstboten entlassen und die Läden der nicht gut katholischen Kaufleute gemieden werden sollten. Dabei handelt es sich nicht bloß um den Glauben; wer republikanisch ist und gegen Wiederherstellung des bourbonischen Königthums, der gilt gleichfalls als abtrünnig. Ein republikanisches Blatt ist schon in der Nothwendigkeit gewesen, zur Unterstützung für die brotlos gewordenen aufzufordern. Etwas Aehnliches lesen wir in der Offb. Joh.: Das Thier gab allen ein Maalzeichen, „daß niemand kaufen oder verkaufen kann, er habe denn das Maalzeichen des Thieres.“

Man braucht jedoch gar nicht nach Frankreich zu gehen um eine solche Verkehrssperre kennen zu lernen. Der deutsche Kirchenstreit hat genug Beispiele davon aufzuweisen, obschon gleich zu Anfange desselben die Maßregeln dasselbe zu verhüten suchten. Man würde aber den Katholiken zu viel thun, wenn man die Neigung zu solchen Maßregeln bloß bei ihnen voraussetzen wollte. Parteien haben überall Neigung dazu, und zumal ihre politischen Zwecke, ihre Wahlen und ihren Anhang verstärken sie mit Begünstigungen und Vereinträchtigungen; und wie oft kommt es vor, daß es ihre Gegner an Leib, Gut und Ehre fühlen müssen, was sie gesündigt haben sollen. Der Bann ist eben so sehr verschrien, als er oft gebraucht wird; und ist es kein Bann, so ist es eine Acht.

Am verwerflichsten ist die Verkehrssperre, wenn sie nach dem angeführten Beispiele in Glaubenssachen gebraucht wird. Man führe das einmal durch, um zu sehen, was dabei herauskommt. Der Verkehrssperre auf der einen Seite antwortet naturgemäß die Verkehrssperre auf der andern Seite. Endlich theilte sich die Welt in zwei feindliche Lager, und die Gemeinschaft wäre selbst auf dem natürlichen Boden aufgehoben, wo sie nach Gottes Willen trotz aller Glaubensverschiedenheit fort bestehen soll. Denn Gott läßt seine Sonne aufgehen über Gute und Böse und läßt regnen über Gerechte und Ungerechte; und Paulus schreibt: „Sonst müßtet ihr die Welt räumen.“ Denn wer würde wohl bei einer solchen Verkehrssperre am meisten im Nachtheile sein? Indeß, die Menschen pflegen nie so streng in der Durchführung ihrer Maßregeln zu sein, und machen gern an den Stellen Halt, wo sie Widerstand fühlen oder Schaden leiden. Dennoch ändert die Palbheit an der Sache nichts, als daß sie die Willkür in die Maßregeln bringt.

Von guten Zwecken sollte man hierbei gar nicht reden, als z. B. daß man jemand seine Verkehrtheit müsse fühlen lassen, ihn strafen und auf einen andern Weg bringen. Das thue man, wenn man's kann, mit Worten, aber nicht mit solchen Mitteln, die nicht zu den evangelischen, sondern zu den Gewaltmitteln gehören, und mehr verderben, als gut machen. Wo das Wort stumpf ist, da erzeugen die Mittel nur Heuchelei und Erbitterung, oder geben Anlaß zu einem äußerlichen Gehorsam, der eine Verfehrung des wahren Gehorsams ist. Man kann auch die Sache umkehren, wer Neigung zu Gewaltmitteln hat, giebt damit zu erkennen, daß er selbst von keinem andern als dem äußerlichen Gehorsam weiß, und der Macht des Geistes und dem evangelischen Gehorsam entfremdet ist. „Nicht durch Schwert und Gewalt, sondern durch meinen Geist.“ (Münkel.)

### Einführung.

Nachdem Herr Pastor C. Blomke einen ordentlichen Beruf von den ev. luth. Gemeinden in Dorset, Indian Creek und South Ridge, Monroe Co., erhalten und angenommen hatte, ist derselbe am Sonntage Exaudi vom Unterzeichneten im Auftrage des Hochwürdigsten Präsidiums unserer Synode in erstgenannter Gemeinde feierlich in sein Amt eingeführt worden.

Der Herr setze ihn Vielen zum Segen.

A. F. Siegler.

Die Adresse des lieben Bruders ist:

Rev. C. Blomke,

Wilton, Monroe Co. Wis.

### Synod I-Anzeige.

Die ev. luth. Synode von Minn. u. a. St. versammelt sich, so Gott will, am 6. Juni in der Gem. des Pastors J. C. Albrecht, Rockfort, Wright Co., Minn. Die Pastoren des nordwestlichen Districts von Mo. werden herzlich dazu eingeladen. Die Eisenbahn kann nur bis Minneapolis benutzt werden; dort werden Fuhrwerke zur Weiterbeförderung bereit sein. Man melde sich rechtzeitig beim Pastor loci. Die Synodalgemeinden werden herzlich gebeten, doch ja Delegationen zu senden. Gegenstand der Lehrverhandlung ist „die Lehre von der christlichen Gemeinde.“

J. J. Hunziker,

Secretair der Synode.

### Zur Beachtung.

Alle, welche auf ihrer Reise zur Synode die Milwaukee und St. Paul Bahn benutzen, können auf jeder Station dieser Bahn round trip tickets zu ermäßigten Preisen kaufen. Besondere Vergünstigungen konnten wir diesmal nicht erlangen. R. A.

### Nachricht.

Die Lehrerconferenz der Wisconsin-Synode versammelt sich am Dienstag den 7. August in Greenbay. Zahlreiches Erscheinen wird erwartet.

Alle Lehrer, welche auf der Wisconsin-Central-Bahn reisen und vollen Fahrpreis bezahlen, haben auf der Rückfahrt nur ein Fünftel desselben zu entrichten.

(Wir bitten, in Zukunft derartige Anzeigen an die Redaction, und nicht an den Vormann der Druckerei einzusenden zu wollen. D. N.)

### Herzliche Bitte.

Ich möchte alle diejenigen Eltern, welche für ihre hier in der Anstalt befindlichen Söhne noch mit Bezahlung des Kostgeldes im Rückstand sind, dringend bitten, sobald möglich die Gelder einzusenden, damit wir bei den gestiegenen Preisen nicht in Verlegenheit gerathen.

Watertown, den 11. Mai. 1877.

Aug. F. Ernst.

### Anzeige.

Prof. Walthers „Der Concordienformel Kern und Stern“ kann von uns in beliebigen Quantitäten bezogen werden. Preis, portofrei 40 cts. das Stück. Auch ist bei uns zu haben ein sehr gut erhaltenes Exemplar des Weimarschen Bibelwerkes, in Pergament-Band, mit Schließen und Messingbeschlag, vom Jahre 1780, (eine der besten Ausgaben,) zum Preise von \$15.00. Die Uebersendungskosten trägt der Besteller.

Synodal-Buchhandlung,

F. Werner, Agent.

### Bücher-Anzeige.

Zur bevorstehenden Synode erlaubt sich der Unterzeichnete auf sein reichhaltiges Lager von Büchern und Schreibmaterialien jeder Art, namentlich aber auf einen bedeutenden Vorrath neuer und antiquarischer Werke aus dem Gebiete der Theologie, welche vor kurzem eingetroffen sind, aufmerksam zu machen.

Indem ich zu einem Besuch meines Geschäftes freundlichst einlade, zeichne ich

Achtungsvoll

F. Baebenroth.

Watertown, den 11. Mai, 1877.

### Bücher-Anzeige.

Es sind mir von Deutschland zugesandt und billig zu verkaufen die folgenden antiquarischen Bücher:

Luthers Werke, Jansenfer Ausgabe. 8 Bände, enthaltend die deutschen Schriften, zu 14 Dollars (bei Barthel in St. Louis angezeigt zu \$25). Das gelöste Geld soll nach Bestimmung des Besitzers der Synodal-Buchhandlung zufallen.

Steidan's Reformationgeschichte, 3 Bände, ungeb. Uebersetzt von Semler, zu \$1.50.

Rothii, Dilucidationes Dietericianae, hoc est in institutiones catecheticas D. Conradi Dieterici expositiones. Ulmae 1712. \$1 00.

Epistolas Pauli omnes explicavit Lucas Osiander. Tubingae, 1584. \$2.50.

Koenig, Theologia positiva acroamatica. Rostochii, 1719. broschirt \$2.00. (Kostet bei Weigel 18 Mark, weil sehr gesucht.)

Diese Bücher können bei mir angesehen und bezogen werden.

Watertown, den 11. Mai 1877.

Aug. F. Ernst.

### Quittungen.

Für das Gemeindeblatt: Die Herren Pastoren: Röber, XII, \$1.05, W. Pieper, XII, \$1.00, Hönede, XI, \$1, XII, \$2.

Die Herren: Friske, Klinge, Kupper, Schulz @ \$1, G. Werth, XI, \$2.10, Dr. Wanger, XIII, \$1.05.

Die geehrten Leser des Gemeindeblattes werden erucht, ihrer Verpflichtung gegen dasselbe recht bald eingedenk zu sein, da sich die Kasse desselben augenblicklich in großer Bedrängniß befindet. Th. Fäfel.

Wittwenkasse: Durch Past. Hönede \$9.00 von seiner Gem. in Beaver-Creek \$1.72, von Fr. Stülbe 50c, durch Past. Schimpf auf der Hochzeit des Fr. Neumann gesammelt \$3, von Past. Kilian u. seiner Gem. \$10, von Past. Adelsberg und seiner Gem. \$12. J. Bading.

Für Mission: Durch Past. Hönede \$9.

Für die Baucasse: P. Thurow, Pfingst-Coll. \$7.80. R. Adelsberg.

Für Synodalcasse: Durch Past. Hönede \$13.50. J. Bading.

### Quittung und Dank.

Hiermit bescheinige ich, von dem werthen Frauenverein der Dreieinigkeits Gemeinde in Neenah, Wis. durch Herrn Past. D. Hoyer \$6 für das hiesige Waisenhaus empfangen zu haben. Indem ich im Namen der armen Waisen dafür innigst danke, wünsche ich zugleich den lieben Geberinnen Gottes reichen Segen. G. F. d.

Boston, Mass., d. 17. Mai 1877.

### Synodal-Buchhandlung.

F. Werner, Agent,

432 Broadway, Milwaukee, Wis.

Wir erlauben uns, die geehrten Leser des Gemeindeblattes darauf aufmerksam zu machen, daß die ev. luth. Synode von Wisconsin an hiesigem Orte eine Synodal-Buchhandlung errichtet hat, in welcher allerlei rechtgläubige lutherische Gesang-, Schul-, Gebet- und Erbauungsbücher, sowie auch Bibeln, Postillen u. s. w. zu haben sind. Eine reiche Auswahl von Tauf-, Trau- und Confirmationsscheinen ist immer vorrätzig. Allerlei Schululenkisten, Schreibmaterialien, (sowie Schreibbücher, deutsch und englische Vorschrifthefte, Federn, Bleistifte, Linse und dgl.) Posten u. s. w. kann man von uns so billig beziehen, wie irgend sonst woher. Die Buchhandlung befindet sich in F. Werners Bilder- und Bilderrahmen-Handlung, 432 Broadway. Alle Bestellungen werden prompt und reell besorgt. Man bittet um geneigte Aufträge.